

(Nachdruck verboten.)

21) Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Lustig, lustig! So toll hatte es der Peter noch nie getrieben; sein lahmes Bein schien vergessen, er sprang wie ein jähriges Kind, immer gab ihm was inwendig einen Peitschen-schlag — „hi, hott, trab, trab!“ Gestachelt von Eifersucht, geschmeichelt von der Bewunderung, gejagt von — was war es nur, das ihn so anhegte?

Er schwang die Tina und die Leis, er schwang die Brun und die Traut — alle. Erst gab es ihm einen schmerzhaften Stich, wenn er sah, wie der Gendarm und die Zeiß sich gar nicht losließen; dann ging alles unter in einem wilden Dufel.

Der letzte Groschen von dem Vorschuß, den er vom geistlichen Herrn auf seine Arbeit erbeten, war verjubelt; was kümmerte es ihn, er schrie immer weiter nach Bier, Schnaps, Wein und ließ es auf Rechnung schreiben.

Jede drängte sich dazu, mit ihm zu tanzen, jeder mußte er zutrinken. Rechts hatte er die Tina neben sich, um den Platz an seiner Linken stritten sich Brun und Leis erbittert mit der Traut; zuletzt wurden sie dahin einig, sie saßen nacheinander ihre Zeit ab. Sie schmeichelten ihm alle, er that mit jeder schön; zuletzt konnte er sie nicht mehr von einander unterscheiden. Keine nahm's ihm übel, sie waren schon alle halbvoll.

Villa war zuerst abgefallen. Sie fing plötzlich, mitten im Lachen, laut an zu weinen, legte den Kopf auf den Tisch und schluchzte, daß es sie stieß. Als jemand nach einer Weile sie aufrichten wollte, sank sie wieder schwer vornüber; sie schlief fest, unbekümmert um das dröhnende Gelächter der andern und das Gedudel der Musik.

Pittchens Augen starrten trüb und glasig wie die eines toten Schellfisches; er sah nicht mehr, daß der schöne Gendarm drüben mit Zeiß in einer Ecke saß und ihr Wein und Kuchen bestellt hatte.

Er riß Wike, lachte, schlug auf den Tisch und wurde zuletzt windelweich.

Der Kampf des Abends wurde auf der mitternächtigen Straße fortgesetzt. In der schwarzen Finsternis gab es heimliche Tritte und Püffe, alles still, ohne Laut. Jede suchte die neben sich von Pittchen wegzudrängen; sie warfen ihn fast um.

Peter war schwer betrunken. Er war kein Gewohnheits-säufer, die Male konnte er zählen, die er in seinem 35-jährigen Leben bezecht gewesen; aber in letzter Zeit warfen ihn schon ein paar Gläser um, er goß sie zu aufgeregter, zu hastig hinunter.

Willenlos ließ er sich von den Weibern schieben und zerren; wie ein unlöslicher Klumpen hingen sie dicht um ihn geballt. So kamen sie langsam voran.

Nun zeigte sich wieder einmal der Mond. Da fiel's der Tina auf, die Bill fehlte. Nichtig, die hatten sie oben vergessen im Tanzsaal! Auch das Hubertche war abhanden gekommen; das schlief wohl auch in irgend einem Winkel. Niemand beunruhigte sich um die zurückgebliebenen Kinder.

Ganz zurück in der Ferne zeigte sich ein wanderndes rölliges Pünktchen, das war die Laterne, die der Gendarm trug; er gab seiner Liebsten bis Schwarzenborn das Geleit. Sie verabredeten ein Stelldichein für einen der nächsten Tage, dann ließ sich Zeiß einen zärtlichen Abschied gefallen und bedankte sich vielmals für alles Pläsier.

Noch ein Kuß — jetzt rief sie laut nach ihrem Mann, daß es durch die Nacht gellte, und stolperte, so rasch sie konnte, den Vorangehenden nach. —

Ein Ungeheuer, vielfüßig, viellköpfig, aber nur mit einem Leib, so wälzt sich langsam der schwarze Klumpen bergab. Er hat den Weg verloren.

Ueber Gestein und Geröll, durch Acker und Gestrüpp, ohne Pfad rollt er zu Thal, mit sich fortweisend, was nicht Kraft hat, sich zu wehren.

IX.

Allerfeelen.

Die Gräber des kleinen Kirchhofs, draußen an der Straße gegen Gimmerod, waren geschmückt mit Tannenzweigen und

Bapierrosen. Hoch hatte sich schon der Schnee auf den Hügeln getürmt und sie alle weiß und gleich gemacht; nun waren sie sorgsam reingeseigt und geschaufelt, zierliche Kreuze, Kränze, Herzen und Buchstaben waren von roten Beeren gelegt und Lichtchen dazwischen hineingesteckt. Aus der erstarrten Erde schien es zu brennen — die da unten ruhen, sprechen zu denen oben mit ängstlich flackernden kleinen Flämmchen, die der leiseste Windhauch verlöschen kann.

Aber kein Wind wehte. Noch einmal war der Winter gewichen, über den Bergen die Sonne erschienen; bleich zwar und müde, aber doch eine Sonne. Das hängende, verschrumpfte Laub der Friedhofsrosen schien sich noch einmal zu heben; um die Mittagszeit war es lind und still im Thal, der Himmel zeigte ein blaßes Blau. Allerheiligen-sommer.

Da haben die Toten-ihren Festtag. Die längst Vergessenen kommen wieder zu ihrem Recht, rühren sich in den morschen Särgen und senden einen Gruß hinauf ins Leben. Allerheiligen-Allerfeelen.

Die Weiber von Eiselschmitt hatten ihr Bestes gethan, ihre Gräber waren so schön geschmückt wie die im reichsten Dorf. Schon am Morgen strömte die ganze Schar hinaus zum Kirchhof, man sprengte die geschmückten Hügel mit geweihtem Wasser, lag lange auf den Knien und betete für die ewige Ruhe der Verstorbene.

Am Nachmittag, als sie alle bei Festtagskaffee und Kuchen saßen, schlich sich Pittchen hinaus; er ging gebückt wie ein Alter, und die Schale mit geweihtem Wasser in seiner Hand schwannte.

Daheim saß die Zeiß bei dem kranken Josephchen und weinte sich die Augen rot; die Gichter plagten das Kind, warfen bald seinen kleinen Leib hoch in die Höhe und redten ihn dann wieder lang.

Seit jenem Sonntag in Oberkail war das Josephchen krank. Da waren die Eltern spät in der Nacht heimgekommen; ohne einen Blick auf die Wiege zu werfen, tortelten sie ins Bett. Am Morgen lag das Josephchen nackt da, steif und blaugefroren; bald kamen die Krämpfe.

„Kreischet net e su,“ sagte die weise Frau, die Peter in seiner Angst holte, „bal halt Ihr e schien Engelche im Himmel!“ Davon wollten die Eltern nichts wissen; Anschuldigungen flogen hin und her, es gab einen heftigen Zank. Der Schluß war, daß sich Peter finster und wortkarg in seiner Werkstatt verschloß, und Zeiß betend und weinend an der Wiege verblieb.

Aber bald erkönte ihr Singen, erst leise, dann schallend — die Leute sagten immer bewundernd: „Dat Zeiß haot en Stömm, om de Duden uszoerwecken.“ Sie sang:

„Hoch uf em Daach, uf em Daach,
Haot sech en Stönd half dud gelaach,
Et fiel erummer, erummer —
Aube-de-bub — Aube-de-bub!“

Das wiederholte sie ein paarmal, beim Nestraun stieß sie jedesmal an die Wiege, daß die heftig schaukelte.

„Aube-de-bub — Aube-de-bub!“ Und dann weinte sie wieder ein Weilschen.

Peter war nicht so leicht getröstet; wenn er nicht in der Werkstatt steckte, stand er bei der Wiege und starrte finster brütend, mit zusammengelkniffenen Lippen auf das kranke Kind.

Heute schlich er wie ein armer Sünder zum Kirchhof; auf den Gräbern seiner Eltern warf er sich nieder und krallte die Finger in die kalte Erde. Er suchte eine Zuflucht bei ihnen vor den eigenen Gedanken.

Lange war er nicht hier gewesen, wohl das ganze Jahr nicht; aber nun sollte es besser werden, er versprach es denen da unten hoch und heilig. Und einen Marmorstein sollten sie kriegen mit goldener Inschrift, koste es was es wolle, er konnte es ja zahlen. Zahlen!

Er fuhr auf und sah sich scheu um. Wenn er nur den Mut hätte! Er knirschte mit den Zähnen und ballte die kalten Finger zu Fäusten. Den Mut, den Mut! Da lag was in seiner Werkstatt verborgen, nicht Sonne noch Mond hatten es beschienen, niemand hatte es gesehen, und doch ängstigte es ihn Tag und Nacht. Es konnte ihn reich und glücklich machen, und doch —

Mit einem unterdrückten Fluch sprang er empor, sein Fuß trat in die Schale geweihten Wassers, daß sie umstürzte und ihr Raß in die Tasse — klapperte es nicht schon darin? Nein, nein, leer, ganz leer! Und zu Hause weinte die Zeih, wimmerte das Josephchen, kalt war die Hütte, der Tod stand auf der Schwelle —

Der Angstschweiß brach ihm aus; mit der verkehrten Hand wischte er sich über die Stirn, die Hand zitterte. „Feiges Luder,“ murmelte er zwischen den Zähnen. Nur ein bißchen Courage brauchte er zu haben, dann wurde alles wieder gut. Dann lachte die Zeih, dann kam der Doktor und heilte das kranke Kind — er sah es schon mit roten Wädchen, auf stinken Füßchen durch die Hütte trippeln, ein großes Butterbrot in der Hand — und die Zeih küßte ihn, heiß küßte er den Kuß — Und am Kirchhof vorüber zog eine ganze Schar — nickende, winkende Weibergestalten — verbubelte Tage, verbubelte Nächte — immer fidel!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Englische Parlamentsbräunde.

Gestern ist das englische Parlament zu einer neuen Tagung, viellecht der folgenschwersten seit langen Zeiten, im altherwürdigen Westminster zusammengetreten. Das englische Parlament kennt kein Reglement in des Wortes eigenster Bedeutung. Eine ungeheure Anzahl von standing orders und resolutions, die zu allen Zeiten der Monarchie votiert sind, sich gegenseitig ergänzen oder aufheben, nimmt die Stelle eines solchen ein. Forscht so ein armer englischer speaker (Präsident) nach Präzedenzfällen, so durchwühlt er mit stoischer Ruhe diesen Ocean alter Papiere; er bringt aus ihm wohl Entscheidungen aus dem 15. und 16. Jahrhundert zum Vorschein, und fanatische Anhänger des parlamentarischen Rechts möchten noch weiter zurückgehen, um kostbare Fingerzeige aus noch ferneren Zeiten für den gequälten speaker zu erhalten.

Sonabends finden nur selten Sitzungen statt, die Mittwochs-sitzung ist einzig den „bills“ überlassen, die privater Initiative ihr Dasein verdanken; so bleiben für die wirkliche Arbeit nur vier Tage übrig. Nach der Jahreszeit und den gesellschaftlichen Gewohnheiten ist die Stunde der Sitzungen verschieden. Die Zeitgenossen eines Fortescue und Wolsey versammelten sich oft zur Beratung zu einer Stunde, wo das Parlament Pitts und Cannings zu Bett ging. Infolge des gewaltigen Anwachsens der gesetzgeberischen Arbeiten endigten früher die Sitzungen im Juni und Juli fast nie vor drei Uhr morgens und währten bisweilen sogar bis fünf Uhr. Besonders schlimm war dies in den Zeiten des irischen Obstruktionismus. Zwei, auch dreitägige ununterbrochene Sitzungen waren nicht selten, und der Sitzungsaal gewährte einen eigentümlichen Anblick, wenn der erste Strahl der Sonne auf das Schlachtfeld durch die staubgefüllte, schwüle Atmosphäre fiel, die bleichen, ermüdeten Gesichter traf und den mit Büchern beladenen Tisch, sowie den mit zerrissenen Briefen und Telegrammen bedeckten Fußboden erleuchtete. Jetzt beginnt die Sitzung später, am Nachmittag, und dauert höchstens bis 12 Uhr Mitternacht.

Kein Redner trägt sich vorher in die Rednerliste ein. Dasjenige Mitglied erhält zuerst das Wort, das der Präsident zuerst bemerkt hat und das Wort ergreifen will. Man muß daher nach einem uralten Ausdruck „den Blick des speakers erfassen“, eine ziemlich schwierige Operation, wenn der speaker schießt, wie das bei Trebor der Fall war, der diese hohen Funktionen unter Karl II. ausübte und nach rechts sah, wenn er jemand links sehen wollte.

Sitzend darf man nicht sprechen, außer wenn man krank oder sehr alt ist. Ein Redner muß ferner unbedeckten Hauptes sprechen, abgesehen von einigen Fällen, in denen der Hut auf dem Kopfe obligatorisch ist, z. B. wenn ein Votum bereits begonnen hat. Da es keine Tribüne giebt, so verläßt man seinen Platz nicht, wenn man an der Debatte teilnehmen will; im allgemeinen aber placieren sich diejenigen, die eine große Rede vom Stapel lassen wollen, schon vorher auf der ersten Bank, wo die Spitzen der Partei thronen. Um besser gesehen zu werden, rücken sie bisweilen zu dem leeren Raum vor, der die Regierung von der Opposition trennt; aber sie müssen sich sorgfältig hüten, eine gewisse rote Linie des Teppichs zu überschreiten, über die hinaus es unkonstitutionell wäre, den Mund aufzutun. Fehlt ein Reuling gegen eine dieser wichtigen Regeln, so erinnern ihn die heftigen Rufe: „Zur Ordnung! Zur Ordnung!“ aus allen Ecken der Kammer an die ehrwürdigen Sitten, gegen die er gefehlt hat.

Der Redner hat das Recht, Notizen zu Rate zu ziehen, aber er darf keinen Teil seiner Rede ablesen. Er wendet sich an den speaker, nicht an die Kammer. Er darf weder von der Königin noch von der Kammer der Lords reden; er darf durchaus nicht ein früheres Votum des Parlaments kritisieren, außer wenn die augenblickliche Diskussion gerade den Bericht über dieses Votum zum Gegenstande hat. Durch die Sitte ist es ihm formell untersagt, einen seiner Kollegen beim Namen zu nennen; er muß sie stets durch diejenige Umschreibung bezeichnen, deren

Repräsentanten sie sind. Diese Periphrase soll dazu dienen, persönliche Konflikte zu vermeiden. Mit dieser Bezeichnung sind gewisse zufällige Adjektive verbunden. Jeder Gesetzeskundige wird „gelehrt“ (learned) genannt, jeder Offizier ist „tapfer“ (gallant). Die ehemaligen Minister sind „sehr ehrenwert“, und diejenigen Mitglieder, die nichts sind, „ehrenwert“. Oft besteht ein pikanter Gegensatz zwischen Bezeichnung und dem „schämenden Beiwort“. Man ist erstaunt zu hören, daß „mein edler Freund, der Deputierte von D...“ oder der „wädhre Repräsentant von Z...“ ein gewöhnlicher Feigling, oder das „gelehrte Mitglied für X...“ ein Esel ist. Aber von dem Augenblick an, wo solche Schmeicheleien in die parlamentarische Sprache übersezt werden, verletzen sie nicht die Etikette der groben Worte, sind also nicht verpönt, wenn sie nur kein läuberlich durch Phrasen ihre Schärfe verlieren.

Vor einigen Jahren hatte das Parlament eine eigentümliche Scene. Es zählte damals zu seinen Mitgliedern einen Deputierten namens Plimsoll, der sich der Reform der Gesetze über die Schiffs-fahrt gewidmet hatte. Zu jener Zeit stellten die Redner niemals ihre alten Schiffe außer Dienst. Sie schickten sie so lange aufs Meer, bis der verkaufte Rumpf unter dem Anprall der Wogen auseinanderfiel; die Besatzung war verloren, die Versicherungssumme gerettet. Plimsoll hatte geschworen, dieser unmenschlichen Spekulation ein Ende zu machen. Als er eines Tages an all die Witwen und Waisen dachte und sich gegenüber die Leute sitzen sah, deren Reichthum solchen Schiffbrüchen zu verdanken war, vergaß er sich; er beschimpfte sie brutal. Große Bewegung: man liebte Plimsoll, aber die Würde des Parlaments stand im Vordergrund allen Interesses. Man ernannte und forderte ihn auf, Abbitte zu leisten; sein aufgeregtes Gewissen weigerte sich dessen. Aber zwei Tage später erschien er ruhig, demüthig und bescheiden an der Barre des Parlaments. Er hat nicht die elenden Ausbeute des Lebens und des Todes, sondern das Parlament um Verzeihung, dessen Autorität er mißachtet hatte.

Während der langweiligen Diskussionen verlassen die Mitglieder den Sitzungsaal und wandern in die verschiedensten Teile des Gebäudes, die wie einer der großen Klubs von Westend ausgestattet sind. Man raucht dort, nimmt seine Mahlzeiten ein, redigiert seine Korrespondenz und stirbt selbst dort, wie dies vor einigen Jahren Wykeham Martin that. Zur Stunde des Diners ist die Kammer fast leer; dies ist der Augenblick, den die Furchtsamen oder die Langweiligen aus Profession, die boren, für ihre Reden abwarten. Oft sinkt die Zahl der Anwesenden unter die reglementmäßigen 40 Mitglieder, aber man hütet sich wohl, auf diesen Punkt die Aufmerksamkeit des speakers zu lenken. Thut dies doch jemand, vom Teufel der Redsucht verleitet, so läßt sich bald liberal die elektrische Klingel hören und benachrichtigt die in der Bibliothek oder in den Speisesälen bei angenehmer Zerstreung versammelten Mitglieder. Die Bänke füllen sich für einen Augenblick, und die Sitzung nimmt ihren Fortgang. Zwischen 8 und 9 Uhr fällt sich der Saal von neuem aus guten Gründen: Die Esser und Trinker kehren mit neuen Lebensgeistern zurück, was sich bald in den Debatten bemerkbar macht. Colonel Rolme begann einst seine Rede mit folgenden Worten: „Ich war speifen gegangen...“ „Man sieht es“, unterbricht ihn eine spöttische Stimme. Der Kolonel setzt sich unter dem Hohn- und Spottgelächter wütend nieder. Jedes Mitglied, das in den Saal tritt, schaudert dem speaker eine Verbeugung und die Verschiedenheit dieser Verbeugungen wirkt ergötzlich. Da giebt es gravitätische, ernste, eilige, langsame, verlegene, groteske. Gladstone, dem es etwas an Anmut der Formen fehlte, vernied die Brust, indem er die Kammer durch eine Flügeltür hinter dem Haupteil des Präsidenten betrat, und auch Beaconsfield, fast ein Muster parlamentarischer Eleganz, verstand es nicht, den speaker in gebührender Weise zu begrüßen.

Es gilt als unhöflich, zwischen dem speaker und dem redenden Mitglied hindurchzuschreiten; ebenso ist es verboten, während der Sitzung eine Zeitung oder einen Brief zu lesen, „der nicht die öffentlichen Angelegenheiten behandelt“. Wie oft aber haben die Auskehrer unter den Bänken ein Briefchen aufgesehen und melancholisch entziffert, das etwa in folgenden Ausdrücken abgefaßt war: „Süßer Liebling! Besuche mich nach der Vorstellung zum Souper bei Evans!“ . . .

Früher war es untersagt, in dem Saal zu schnupfen, zweifellos wohl wegen des nachfolgenden Riesens. Während der Diskussion soll Schweigen herrschen, aber die Stille wird oft gestört. Viele Mitglieder amüsieren sich über die Bewegungen der Redner. Der arme Forster rieb beim Sprechen immer die Hände an der Bank; Goshen wusch sich die Hände mit einer unsichtbaren Seife, Sir John Holker suchte unanhörlich auf dem Teppich ein imaginäres Geldstück. Die geringste Entgleisung oder ein Unfall genügt, ein stürmisches Lachen zu entfesseln. So wem Sir Julian Goldsmid nach Beendigung seiner Rede sich mit hörbarem Strachen auf seinen neugebügelten Cylinderhut niederläßt, oder wenn Sir Gardinge Giffard, der eine Notiz sucht, aus seinen Taschen einen Wust alter Papiere hervorzieht. In einem Abend erschien in der Mitte der Kammer eine Ratte und blieb regungslos stehen, als ob sie durch die Majestät des speakers oder das hellstrahlende Gaslicht oder das brüllende Gelächter hypnotisiert sei, das ihren Eintritt in die „politische Arena“ begrüßte. Schon ging man große Betten über die Frage ein, ob sie nach rechts oder links gehen, ob sie mit den Whigs oder den Tories sich verbünden würde, als diese Ratte sich mit Würde hinter die Barre zurückzog, wo kein standing order ihr das Weiden verbot.

Kleines Feuilleton.

Die Ruhe, die man am häufigsten verummt, sind: order! (zur Ordnung!), shame! (es ist schändlich) und besonders hear! hear! (hört, hört!). Dieses sehr schmeichelhafte Wort, wenn es den Schluß einer wirkungsvollen Periode bildet, wird die unangenehmste und störendste Unterbrechung, wenn es in die Mitte einer Phrase fällt.

Bei stürmischen Sitzungen verschmelzen sich alle Geräusche der Schöpfung zu einem unbeschreiblichen Wirrwarr. Vor einigen Jahren abtonte sogar junge, hinter dem Fauteuil des Präsidenten verborgene Mitglieder den „Gesang“ des Hahns mit einer seltenen Vollendung nach. Der speaker, der kein Verständnis für das in diesen Nachahmungen entfaltete Talent hatte, drückte einfach „seinen tiefen Schmerz über diese Ungebühr“ aus. Oft allerdings trägt der Redner selbst Schuld an der Unordnung durch die Art und Weise, wie er sein Auditorium ermüdet oder provoziert. Der speaker hat stets das Recht, ihn zu ermahnen oder ihm gar das Wort zu entziehen, wenn er sich in „langweiligen Wiederholungen“ oder „lästigen Abschweifungen“ gehen läßt. Wenn der Redner dennoch fortfährt und der präsidentiellen Autorität trotzt, so ruft ihn der speaker bei seinem Namen, und das gilt als die schärfste Form moralischer Zensur. Auf Verlangen der Kammer wird die Suspension hinzugesügt, die während einer gewissen Zeit das schuldige Mitglied seiner parlamentarischen Rechte beraubt. Zwei Jahrhunderte hindurch war die Suspension nicht verhängt worden, und es schien, als ob diese Strafe außer Gebrauch gekommen sei, als man sie im Jahre 1881 wieder aufleben ließ, um dem irischen Obstruktionismus ein Ende zu machen. In einer einzigen Sitzung wurden 33 nationalistische Deputierte mit Gewalt unter dem Weisfalsjanchen der Majorität aus dem Saale befördert. 33 Stimmen riefen damals: „Naden Sie mich, Mr. Manuel!“ Am Ende der berühmten 42 stündigen Sitzung nahm sich der speaker das Recht, die Diskussion zu schließen: seitdem ist diese Befugnis durch ein standing order geregelt worden. Die Ausübung des neuen Rechts der Schließung unterliegt dem Votum der Kammer; aber dieses Votum muß mindestens 300 Stimmen gegen 100 auf sich vereinigen.

Die Stimmabgabe im englischen Parlament ist lebenswert. Gleich den patres conscripti im römischen Senat machen die Mitglieder der Kammer bei der Abstimmung eine Promenade. Aus dem großen Apparat weiltäufiger Formalitäten sei nur einiges hervorgehoben. Sobald die Frage gestellt ist, hallt die Glode in Westminster wieder, und eine zweiminütige Sanduhr wird auf den Tisch gestellt, um den Abwesenden Zeit zum Herbeieilen zu lassen. Ist das letzte Sandkorn ausgelaufen, so werden die Thüren geschlossen, die „Fremden“ räumen den neutralen Platz jenseits der Barre, und die Frage wird zum zweitenmal gestellt. Nur diejenigen dürfen abstimmen, die jetzt in der Kammer sind; aber keiner von denen, die anwesend sind, darf sich der Stimme enthalten. Die „Jasager“ gehen durch die eine Thür hinaus, die „Reinjager“ durch eine andere, um dann, einer nach dem andern, zurückzukehren. In diesem Augenblick zählen die von jeder Partei gewählten tellers die Abstimmenden, und die „cleres“ notieren ihre Namen.

Bis Mitte des 18. Jahrhunderts ließ das Parlament Fremde zu seinen Sitzungen nicht zu und betrachtete als sein kostbares Privileg das Geheimnis seiner Beratungen. „Wo würden wir hinkommen“, tief schmerzbeengt ein Deputierter, Zeitgenosse Walpoles, aus, „wenn das Publikum in den Stand gesetzt würde, die von uns gehaltenen Reden kennen zu lernen? Wir würden die verächtlichste Versammlung der Welt werden!“ Seit langer Zeit haben indessen die Reporter ihre Tribünen mit allem Zubehör und so ausgiebigen Bequemlichkeiten, daß sie andern Parlamenten als Muster dienen könnten. Ebenso besteht eine Galerie für die pairs, eine andere für die Damen und eine für das Publikum im allgemeinen. Indessen war bis vor wenigen Jahren die Anwesenheit von „Fremden“ dem Parlament „unbekannt“. Beliebte es einem Deputierten, den speaker auf einen solch ungewöhnlichen Umstand hinzuweisen und den Wunsch nach Entfernung des Besuches auszusprechen, so mußte die Tribüne geräumt werden. Die irische Gruppe machte in den Jahren 1876 bis 1882 aus Obstruktionsgründen häufig von diesem Rechte Gebrauch.

Die Damen allein sind niemals vertrieben worden. Zu ihren Gunsten nahm man nämlich an, daß sie außerhalb der Kammer seien, weil sie von ihr durch eine etwas erhöhte Glaswand getrennt waren, die sie indessen nicht hinderte zu hören und zu sehen und — was die Hauptsache war — gesehen zu werden. Nebenbei bemerkt, sind in der Kammer der Lords besondere Plätze im Sitzungssaal für acht Damen reserviert, die die persönliche Ratschaft besitzen; aber sie nehmen diese Plätze nur an großen Sitzungstagen ein; die Sitze bewilligt ihnen weder das Votum noch das Wort im Parlament.

Seute führen die „Fremden“ im Parlament ein „legales Dasein“, und es bedarf zur Räumung der Tribünen eines besonderen Parlamentsbeschlusses. Aber die Mitglieder der Kammer haben doch ein Mittel gefunden, unberufene Teilnehmer von ihren Amtshandlungen fernzuhalten. Unter dem Titel „Komitees“ pflegen sie sich zusammenzufinden bei besonderen Gelegenheiten. Dann fehlt die ehrwürdige Perriche des strengen speakers, und das Fehlen dieser geheiligten Person räumt auch die engen Grenzen hinweg, die die Diskussion behindern. Neben werden im „Komitee“ nicht gehalten, man wechselt nur vertrauliche, familiäre Beobachtungen aus. Kenner der Verhältnisse wollen behaupten, daß diese „Komitees“ die eigentliche Seele, das Triebwerk sind, das die schwerfällige parlamentarische Maschine in Bewegung setzt. —

J. W i e s e.

k. Wie man im Altertum die Trunksucht heilte. Schon bei den alten Ägyptern, die ja bekanntlich recht eifrige Biertrinker waren, kannte man Präservativmittel gegen die Trunksucht, die vor dem Genuß von Bier oder Wein genommen werden mußten. Obenan stand gelochter Kohl, der den Auf hatte, den Magen gegen die Wirkungen des Weins unschädlich zu machen. Auch Aristoteles empfiehlt Kohl und Oliven, um den Rausch zu verhindern, und Plinius rühmt außer dem Kohl den „gemeinen Lauch, um den Durst zu befriedigen“. Aber auch bei den Griechen galt Grünkohl als der geschworene Feind des Weins. Besonders, wenn er zu Anfang der Mahlzeit gegessen wurde, sollte er ein unerschöpfbares Mittel gegen die Trunkenheit sein und auch nachher die Kraft besitzen, einen Betrunknen wieder nüchtern zu machen. In den Wein selbst mischte man Wermut, Hopfen, Safran, bittere Mandeln, Pfirsichkerne und Pfirsichblüten. Der bittere Geschmack sollte gegen die Säure des Weins, die man vor allem für gefährlich hielt, wirksam sein. Erst Dioscorides wies nach, daß Wermut, im Traubenwein genossen, gerade den Rausch hervorbringe, den es verhindern sollte. Diese vegetarischen Rezepte der Alten stimmen im Grunde damit überein, daß auch heute noch die vegetarische Lebensweise einen Schutz gegen den Alkohol gewähren soll. Das einfachste Mittel, das man im Altertum gegen die Trunkenheit kannte, war aber — das Wasser. Plinius z. B. empfiehlt „denen, die gewöhnlich betrunken und nie ganz nüchtern sind“, von Zeit zu Zeit einen guten Schluck frisches Wasser zu trinken, denn „das wird die Magenabdünstungen zerlösen, die die Ursache der Trunkenheit sind“. Natürlich gab es auch Wasser, das sich ganz besonders zu diesem Zweck eignete. Man glaubte, daß salziges Wasser den Wein verhinderte, zu Kopf zu steigen. In Arabien existierte eine Quelle, deren Wasser dem, der es trank, sofort eine unüberwindliche Abneigung gegen den Wein einflößen sollte. Scheitel sollen nicht einmal den Geruch des Weines mehr ertragen können. Kalte Kompressen auf den Kopf und kalte Douchen kannte man schon in frühester Zeit zur Behandlung der Trunksucht. Galen empfiehlt in allen diesen Fällen den Schlaf als bestes Heilmittel, fügt aber hinzu: „Taucht den Trunkenen auch in ein kaltes Wasserbad“. Hippokrates giebt die ausführlichsten Vorschriften für die Anwendung eines kalten Bades in diesem Fall, und der römische Satiriker Aulus Persius sagt, man sollte am Morgen zwei bis dreimal den Kopf in den Eiber stecken, um sich von den Folgen der nächtlichen Schwelgereien zu befreien. Man „schamponierte“ auch den Kopf mit Salben und parfümierten Ölen zu demselben Zweck. Ein beliebtes Mittel war, den Wein mit Wasser zu mischen und Ingwer, Pfeffer oder Käse, der als besonders heilkräftig galt, hinzuzuthun. Die Römer mischten Honig hinein und eine Art Essigessig, der aus Seewasser, Essig und Rosenöl bestand. Die medizinischen Weine, die Hippokrates beschreibt, enthielten Zwiebeln, Myrtenbeeren und Oele. Das Tragen von Blumenguirlanden galt in Griechenland und Rom auch als Schutz gegen die Wirkungen des Alkohols. Zwei griechische Aerzte haben über ihre therapeutische Wirkung Abhandlungen geschrieben. Am beliebtesten war bei den Gelagen die Rosenguirlande, und die Blumenblätter wurden mit wohlriechenden Salben bestrichen. Manchmal wurde der ganze Körper mit solchen „Sicherheits-Guirlanden“ bekränzt. Das merkwürdigste Heilmittel aber, das die Alten verwendeten, war Gold und Wismutstein. Theophrast erzählt, daß die großen Trinker, wenn sie ein Betttrinken veranstalteten, die Gewohnheit hatten, vorher pulverisierten Wismutstein zu verschlucken. Zur Zeit des Plinius war die Anwendung von Gold gegen Trunksucht gar nichts Ungewöhnliches. Mit dem Wasser, in dem man Gold gewaschen hatte, sollten die Betrunknen besprengt werden. Das wurde in späterer Zeit für die Charlatane ein Mittel, ihre Klienten ungestraft zu dupieren. Natürlich kannte man im Altertum auch Reizmittel, um den Durst zu erhöhen. Horaz citiert gebratene Zwiebeln und afrikanische Weinbergsgneden, die bei den Römern als besondere Delikatessen galten und gegessen wurden, um die ermüdeten Trinker zu neuen Kraftleistungen anzuspornen. Da aber die Rezepte gegen die Trunksucht bei weitem häufiger sind, als die zur Anstachelung des Durstes, so kann man wohl daraus schließen, daß die Griechen und Römer die letzteren nur sehr selten gebrauchten. Alle die erwähnten Heilmittel gegen die Wirkung des Weines aber scheinen sie nicht abgehalten zu haben, recht oft über die Schür zu haufen, und zwar war dieses Privileg nicht auf die Männer beschränkt. Die Frauen suchten sich bei Gelagen durch die Art ihrer Kleidung und Schmuckstücken gegen Trunkenheit zu schützen. Der Amethyst war die Farbe, die dem Trant widerstand“. Die vornehmen Damen trugen daher Kleider und Schmuck in der Farbe des Amethyst, der auch auf dem Trinkpokalen bis zur Zeit Neros der beliebteste Schmuck war. Der Amethyst wurde um den Hals gehängt oder an einer Stelle der Kleidung befestigt, um den Rausch zu verhindern oder zu heilen. Theophrast entwirft von dem Rausch einer ägyptischen Dame eine Schilderung, die die Wirkung des Alkohols in ihren verschiedenen Phasen in der exaktesten Weise zum Ausdruck bringt: „Ich erinnere mich“, so schreibt er, „an eine Ägypterin, die, wenn sie sehr viel Areta-Wein getrunken hatte, plötzlich sehr sonderbar wurde und so unzüchtig, daß sie alle Männer, die sie traf, umarmte. Sie lachte und sang, und bekam schließlich einen Wutanfall, in dem sie alle Welt schlagen wollte. . . . Alle, die sich in demselben Hause befanden, trafen ihre Vorsichtsmaßregeln gegen sie, denn sie machte ihnen Angst. Darauf

wurde sie sehr traurig und jammerte sehr, indem sie ihre Eltern, ihre toten Freunde in einem Klagegesang anrief, bis sie hinfiel, vom Schlaf überwältigt, der sie endlich aus ihrer Trunkenheit erlöste.“ —

Musik.

Die letzten Tage brachten eine nicht häufig so eng zusammengebrängte Fülle neuer Kompositionen. Unter dem, was uns davon bekannt geworden, dürfte Karl Mengeweins „Frau Musica“ als ein im ganzen sehr erfreuliches und erfolgreiches Werk zu begründen sein. Es gehört der Form der Cantate an, also jener Gattung größerer, verschiedentlich zusammengefügter Vokalwerke mit Instrumentalbegleitung, die ein dichterisches Motiv einheitlich durch verschiedene Wendungen hindurchführen. Im 18. Jahrhundert üppig gepflegt, ist sie jetzt etwas mehr zurückgetreten und spielt hauptsächlich zu festlichen Anlässen, als Fest-Cantate, eine oft mehr äußerliche als künstlerische Rolle. Auch Mengeweins Komposition ist ein Gelegenheitswerk, ansehnend eigens zum 100jährigen Jubiläum des vom Komponisten geleiteten Oratorienvereins geschaffen. Ueber diese Augenblicksbedeutung erhebt sie sich allerdings. Zwar verheißt sie keinen Fortschritt unrer Musik und ist nicht modern im engeren Wortsinne, ist eher als romantisch zu bezeichnen, etwa an Gade erinnernd; sie hält sich auch nicht ganz frei von Sentimentalität, von Pathos und — zumal gegen das zum Teil liedertafelmäßige Ende hin — von Breite; und ihrem Text, eine Art Huldigung der Tonkünste, ist höchstens Geschicklichkeit nachzurühmen. Allein abgesehen davon läßt sich ihrer vornehmen, lebenswürdigen Haltung, ihrem Reichtum an einzelnen Schönheiten, ihrer Sanglichkeit und ihrer gefälligen Instrumentierung ein aufrichtiges Bravo sagen. Hervorheben möchten wir das „Lied im Volkston“, gesungen von der neunstimmigen Konzert-Vereinigung „Madrigal“ mit Chor-Messtain. Daß über die Gesamtleistung jenes Jubiläum-Abends noch manches freundliche und auch herbere Wort zu sagen wäre, soll uns hier nicht weiter anhalten.

Leid that es mir, daß in unserer Programmwahl zwei andere Novitäten-Abende nicht mehr unterzubringen waren: das mit etwas viel Nachdruck in Scene gesetzte Kompositionskonzert von Karl Gluck und das im Gegensatz dazu allzuwenig angekündigte von Konrad Anzorge. Es verblieb mir das von Georg Schumann, einem bereits gut angeschriebenen Komponisten und Klavierspieler, Dirigent — wenn ich nicht irre — der Philharmonie in Bremen. Sein „Fantasie-Scherzo für Klavier Fis-moll“ (Manuskript) ist allerdings ein Werk, bei dem man nicht nach besonderen Kategorien, Entschuldigungen usw. zu suchen braucht: es darf wohl kurzweg als wertlos bezeichnet werden. Sehr interessant waren hingegen seine „Sinfonischen Variationen“ über einen alten Choral, für Orchester und Orgel Op. 24. Das Interesse wurde namentlich erweckt durch den Gegensatz der alten, sozusagen historisch abgeschlossenen Weise vom lieben Gott und all des modernen, weltlichen, pilantzen Teufelswerkes von Bearbeitung, Instrumentierung, von Erstickung des Motivs in Contra-, Fagott- und Bassuba-Tönen u. dergl. m. Ob irgend ein Hörer von dem Ganzen einen tieferen Eindruck als den eines bemerkenswerten Experiments, höchstens einer neuen Art Herrgottschneiderei davongetragen, möchten wir, zumal angesichts des nur mäßigen Beifalls, bezweifeln. Zwei vom Komponisten vorher vorgetragene Klavierkonzerte gaben ihm Gelegenheit, seine weiche, aber gestaltenreiche, doch manchmal die Accentpunkte verwischende Spielweise zu zeigen.

Ein längstbeliebter Konzertsänger, im Rahmen unsrer Reserate bisher wahrscheinlich übergangen, ist Reimund von Zur-Mühlen. Ueber sein letztes, vor dichtbesetztem Saal gegebenes Konzert mußte ich mir wegen Kollision mit der Novität Mengeweins ein Urteil von anderer Seite bilden lassen. Danach zeigte schon das Programm, daß der Sänger mehr ein sogenannter „Künstler für's Herz“ als einer für den Geist ist; und gleiches zeigte auch sein Gesang selbst. Er kam durch seine impulsive, so recht aus dem Herzen quellende Vortrags- und Sangesweise das entsprechende Publikum fesseln. Würden manche technische Mängel beseitigt werden: das Klammern des Vokals im piano, namentlich in der Höhe, dann das unschöne Aussprechen des s (vielleicht ein physischer Mangel), endlich die unvollkommene Ausgleichung der einzelnen Töne, so könnte dies nur zum Vorteil gereichen. — sz.

Physikalisches.

10. Verbrennung in flüssiger Luft. Die flüssige Luft ist bei einer Temperatur von 180 Grad nicht nur selbst ein außerordentlich heftiges Sprengmittel, sondern sie giebt auch Veranlassung zu den eigenartigen Verbrennungsprozessen. Karl Linde hat vor der hiesigen Akademie der Wissenschaften über diesen Punkt einen bemerkenswerten Vortrag gehalten. Wenn Luft verflüssigt wird, so verdichten sich Stickstoff und Sauerstoff gleichzeitig, so daß die Flüssigkeit dieselbe gemischte Zusammensetzung hat wie die Gasemischung in der Atmosphäre. Wenn nun aber die flüssige Luft zu verdunsten beginnt, so ändert sich ihr Inhalt. Zuerst nämlich entweicht hauptsächlich Stickstoff, der Sauerstoff erst viel später, und das verdunstete Gas gleicht erst dann in seiner Zusammensetzung der atmosphärischen Luft, wenn schon 70 Proz. der Flüssigkeit verdampft sind. Der Rückstand enthält dann Stickstoff und Sauerstoff in gleichem Verhältnis. Diese Wechsel können mit einem glimmenden Holzspan deutlich vor Augen

geführt werden. Gäßt man einen solchen zu Anfang über die flüssige Luft, so verloscht er, weil er im Stickstoff nicht zu brennen vermag. Später flammt er hell auf und verbrennt mit größter Heftigkeit, wenn man ihn in die flüssige Luft von -180 Grad geradezu hineinstößt. Kohlenpulver mit flüssiger Luft getränkt, pufft in die Höhe wie Schießpulver, wenn man ihm mit Feuer naht, und explodiert, wenn man die Mischung in ein Blindhütchen bringt. In der That sind diese Erscheinungen angesichts der ungeheuren Kälte der flüssigen Luft sehr auffallend, und Linde hat der Meinung Ausdruck gegeben, daß sich unsre Ansichten über die Natur von Explosionen durchaus zu ändern haben würden. Bei der flüssigen Luft liegt der entzündliche Bestandteil natürlich in dem flüssigen Sauerstoff. Wenn man pulverisierte Kohle oder Kieselguhr mit Petroleum tränkt und dann mit flüssigem Sauerstoff übergießt, so explodiert die Mischung sofort, ohne irgendwie in einen beengenden Raum eingeschlossen zu sein. Wenn man Patronen damit füllt, so vermögen diese andere Sprengpatronen auf 25 Centimeter Abstand zur Explosion zu bringen, was nicht einmal der stärkste aller bisher bekannten Sprengstoffe, die Sprenggelatine, zu Stande bringt. Eine Mischung von Petroleum und flüssiger Luft giebt demnach den gewaltigsten Gasdruck, der jemals beobachtet worden ist. Trotz ihrer niedrigen Temperatur brennt die Mischung also heftiger als irgend ein gewöhnlicher erhitzter Brennstoff. —

Humoristisches.

— Der kranke Trinker. „... Haben Sie sich schon über Durst zu beklagen gehabt?“
„Ne, Herr Doktor, über den hab' id mir immer gefreut!“ —
— Größtentwahn. Gast: „Sagen Sie mal, warum ist denn Ihr Piccolo so hochmütig?“
Oberkellner: „Ja, den hat gestern ein Kavaller“ um zehn Mark angepumpt, und nun hält er sich schon für einen Marquell!“ —
— Moderne Geburtsanzeige. Die Geburt eines erstklassigen Knaben zeigen hocherfreut an Kaufmann Wolf und Frau. —

Notizen.

— Ermete Novelli beginnt am 8. März im Lessing-Theater ein längeres Gastspiel. Er wird neben andern Werken den „Kean“, den „Ludwig XI.“, den „Michel Perrin“, den „Kaufmann von Venedig“, auch zwei seiner berühmtesten Rollen, den Jorik in der Tragödie „Das neue Drama“ und den Petruccio in „Der widerpäusigen Zähmung“, zur Aufführung bringen. Während des Gastspiels giebt das Lessing-Theater eine Reihe von Vorstellungen in Moskau. —

— Direktor Theodor Brandt und seine Frau haben ihre Verträge mit der Leitung des Berliner Residenz-Theaters gelöst. —

— Das Berliner SeceSSIONS-Haus wird binnen kurzem weiter ausgebaut werden. Der bisherige Rahmen hat sich für die kommende Ausstellung als zu klein erwiesen. Es sollen in der Flucht des großen Gemäldesaales zwei mittelgroße Säle angebaut werden, die gleichfalls zur Aufnahme von Gemälden bestimmt sind. Die Eröffnung der diesjährigen SeceSSIONS-Ausstellung, die in beschränktem Maße auch die Auslandskunst berücksichtigen wird, findet am 1. Mai statt. —

— Der Verein Berliner Künstler veranstaltet vom 4. Februar bis 2. März eine Ausstellung von Werken seines, im vorigen Herbst verstorbenen langjährigen Mitgliedes, des Professors Wilhelm Amberg. —

— „Heinrich von Kleist“, Tragödie von Wilhelm von Polenz, hatte bei der Erstaufführung am Bromberger Stadttheater Erfolg. —

— Die General-Intendantz der Wiener Hoftheater hat, wie die „N. Fr. Pr.“ berichtet, dem Wiener Goetheverein mitgeteilt, daß sie mit Rücksicht auf das fortdauernd ungünstige Ergebnis der finanziellen Gebahrung des Hofburg-Theaters sich genötigt sehe, die Ueberlassung der Lantienmen von den Goethe-Vorstellungen an den Denkmalsfonds des Goethevereins mit dem 1. Jannar 1900 einzustellen. Der Goetheverein bezog seit dem Jahre 1890 fünf Prozent von allen Tageseinnahmen Goethescher Werke, im ganzen im Laufe von zehn Jahren über 9000 fl. —

— Eine wissenschaftliche Forschungsreise nach Kleinasien gedenken, wie der „N. P. Bl.“ geschrieben wird, der Professor der Archäologie Dr. Körte in Kostock und sein Bruder, Professor Dr. Körte in Greifswald, anzustellen. Beide Gelehrte werden in der Nähe des alten Troja Ausgrabungen veranstalten lassen. —

— Der Heine-Brunnen in New-York wurde, wie dem „B. L.“ gemeldet wird, verstimmt. Zwei Rixen wurden die Köpfe und Arme abgeschlagen; auch sonst wurde das Denkmal beschädigt. —